Jonas Schreiber

Realtalk: Lehreralltag

Inhaltsverzeichnis

Vorwort von Boris Palmer 9
Vorwarnung 11
Wann beginnt die Schule? 14
Von Datenschutz bis Trainerwunsch 17
Sophia ist krank? 27
Verweis weil arm? 33
Heute kein Bock auf Sport 38
Handy-Pandemie 51
Alle Klassen sind gleich – aber manche fahren lauter 69
Papa hat keine Kontrolle mehr! 76
Jetzt kommt der Anwalt! 82
Elternabend - (k)eine Beteiligung 92
Dolmetscher beim Elternabend 96
Ihr Anspruch ist (nicht) zu hoch! – in sechs Akten 99
Spicken mit der SmartWatch 132
Die KI hat gesagt, dass … 136
Meine Hefteinträge in der Präsentation? 144
Schlechter Notenschnitt heißt Schulleitung besuchen 149
Dreimal Abfrage Note 6 153
Klassenfahrt und teure Schuhe 160
Taktische LRS 167
Tippen mit LRS? 178

Klick, krank, beschwert – Schule im Zeitalter der Dauererreichbarkeit 186

Kinderrechte oder so was? 199

Prüfung am Zuckerfest? 206

Kopftuch, vollverschleiert oder offenes Haar 216

Herkunftsland – Hauptsache nicht Deutschland 224

Meine Lichtblicke oder »Warum ich weiter mache« 236

Abschließende Gedanken.....244



Vorwort von Boris Palmer

Dieses Buch zeigt eindrücklich, was viele Lehrkräfte Tag für Tag erleben: nachlassende Leistungsbereitschaft bei Schülern, überforderte oder überbehütende Eltern und ein Schulsystem, das zwischen Anspruch und Wirklichkeit zerrieben wird. Der Autor schildert diese Erfahrungen mit Humor, Klarheit und schmerzhafter Ehrlichkeit. Seine Episoden lassen uns schmunzeln, fassungslos den Kopf schütteln oder nachdenklich zurückbleiben – und machen deutlich, wie sehr Schule längst zum Spiegel unserer gesamten Gesellschaft geworden ist.

Als Oberbürgermeister sehe ich in meiner Stadt täglich, wie wichtig funktionierende Bildung für das Miteinander, für berufliche Chancen und für die Zukunft junger Menschen ist. In Gesprächen mit Lehrkräften, Eltern und Schülern stoße ich immer wieder auf dieselben Herausforderungen, die in diesem Buch literarisch verdichtet beschrieben werden. Sie sind nicht bloß Einzelfälle, sondern Ausdruck tieferliegender Probleme, die wir gemeinsam anpacken müssen.

Darum unterstütze ich die Haltung, die sich in den Geschichten dieses Buches widerspiegelt: Lehrkräfte brauchen Rückhalt, Kinder brauchen klare Orientierung, und unsere Gesellschaft braucht eine Bildung, die nicht nur Wissen vermittelt, sondern Werte, Verantwortung und die Fähigkeit, das eigene Leben in die Hand zu nehmen. Schule darf nicht zum reinen

Verwaltungsapparat werden, sondern muss wieder zu einem Ort der Chancen, der Motivation und des Miteinanders wachsen.

Dieses Werk ist unbequem, weil es die Schwächen offenlegt, und zugleich ermutigend, weil es zeigt, wie engagierte Lehrkräfte trotz aller Widrigkeiten an ihre Aufgabe glauben. Ich wünsche diesem Buch viele Leserinnen und Leser. Möge es uns alle daran erinnern, dass Bildung die Grundlage für Freiheit, Wohlstand und ein friedliches Zusammenleben ist – und dass wir alle Verantwortung dafür tragen, dass sie gelingt.

Boris Palmer
Tübingen, den 29.09.2025



Vorwarnung

Eines direkt vorweg: Dieses Buch ist kein Angriff auf einzelne Menschen oder Institutionen – es ist ein persönlicher Appell mit dem Wunsch, ein kleines Puzzleteil für eine bessere Welt zu sein. Es ist eine Sammlung von Erfahrungen, Beobachtungen und Situationen, wie sie jeden Tag an unseren Schulen stattfinden – manchmal absurd, manchmal frustrierend, oft komisch, aber immer real. Ich schreibe aus meiner Sicht als Lehrer, weil ich glaube, dass Schule mehr sein sollte als Verwalten, Durchwinken und Aushalten – egal ob von Lehrer-, Schüler- oder Elternseite.

Ich möchte mit diesem Buch Denkanstöße geben – besonders jenen, die Entscheidungen treffen: in Politik, Verwaltung und Gesellschaft. Schule muss wieder ein Ort werden, an dem Werte wie Leistungsbereitschaft, Eigenverantwortung, Gemeinschaft und Respekt selbstverständlich sind – nicht verhandelbar oder verstaubte Ideale.

Meiner Meinung nach ist Schule ein Raum der Vorbereitung aufs Leben. Für mich gehen Freiheit und Verantwortung Hand in Hand. Beides muss erlernt werden – und genau das ist Aufgabe von Schule. Besonders ökonomische Bildung und die Fähigkeit, eigene Entscheidungen zu treffen und mit deren Konsequenzen zu leben, liegen mir am Herzen. Das ist meine Mission. Jeden einzelnen Tag.

Bei allem, was ich anspreche, geht es mir am Ende um eine einzige Frage: Was hilft den Schülern weiter, die jeden Morgen vor mir sitzen? Nicht den Statistiken, nicht der Verwaltung, nicht den Eltern – sondern den Kindern selbst. Wenn ich Leistung und Disziplin einfordere, dann nicht aus Härte oder Selbsterhöhung, sondern weil ich davon überzeugt bin, dass jedes Kind mehr kann, als wir ihm zutrauen. Wer nie gefordert wurde, lernt nicht, was er kann und erreichen könnte.

Gerade deshalb beunruhigt mich, was ich bisher an meinen unterschiedlichen Schulen erlebt habe. Überall zeigen sich die gleichen Themen und Geschichten. Mit der Zeit wird es immer schwerer, sich genau zu erinnern, was an welcher Schule passierte. Selbst an meiner aktuellen Schule – in einem sozial gemischten Umfeld mit sowohl wohlhabenden Haushalten als auch sozial gefördertem Wohnraum – ist die Motivation vieler Kinder erschreckend gering. In meinen Klassen liegt der Anteil von Kindern mit Migrationshintergrund bei circa 50 bis 70 Prozent. Die Vielfalt an Namen, Lebensrealitäten und kulturellen Hintergründen, die sich in diesem Buch widerspiegeln, ist kein Zufall, sondern Alltag.

Unabhängig von Herkunft oder Umfeld fällt auf: Die Unterschiede in Sprache, Verhalten und Erwartungshaltung sind oft gravierend und die Schule ist immer häufiger überfordert, damit konstruktiv umzugehen. Die Folge: Werte wie Zuverlässigkeit, Pünktlichkeit, Ehrlichkeit und Disziplin geraten ins Wanken. Von vielen anderen Lehrkräften höre und erlebe ich ähnliche Geschichten – ob auf dem Land, in der Stadt oder in anderen Bundesländern: Immer weniger Kinder übernehmen Verantwortung für ihr Handeln. Immer mehr Eltern fordern individuelle Sonderwege statt Grenzen. Leistung wird relativiert, Konsequenzen möglichst vermieden.

Eines möchte ich vorwegschicken: Nicht alle Kinder und Eltern sind so, wie ich sie in den folgenden Geschichten beschreibe. Viele sind es nicht. Aber die Ränder werden lauter

und größer – auf der einen Seite die Überbehütung, auf der anderen die völlige Gleichgültigkeit. Genau diese Ränder sind es, die in meinem Alltag immer mehr Raum einnehmen. Und genau deshalb landen sie in diesem Buch. Nicht weil sie die Regel sind – sondern weil sie es werden könnten, wenn niemand darüber spricht.

Mir ist klar, dass die meisten Eltern ihr Handeln nur gut meinen. Das jedoch nimmt den Kindern zu oft Verantwortung ab, statt sie in ihren Entscheidungen zu bestärken. Was Heranwachsende heute brauchen, ist nicht mehr Schutz, sondern mehr Rückhalt. Nicht Kontrolle, sondern Vertrauen. Eltern sollten sich hinter ihre Kinder stellen, damit sie im Fall eines Sturzes weich landen und wieder aufstehen können – nicht vor sie, um jeden Fall sofort zu verhindern.

Dieses Buch soll zum Nachdenken anregen – nicht nur über die Schule, sondern über uns als Gesellschaft. Ich hoffe, dass jeder Leser – egal ob Mutter, Vater, Lehrer, Schüler oder Politiker – erkennt, dass er selbst ein kleines Rad im Getriebe ist. Und dass es auf jeden Einzelnen ankommt, sodass unsere Kinder in einer friedlichen und freien Gesellschaft leben dürfen.

Was nun folgt, ist eine Reise durch meinen Schulalltag: zu absurden Gesprächen, emotionalen Momenten und Grenzsituationen, die so in keinem Lehrbuch stehen. Manche Geschichten werden zum Lachen anregen, andere fassungslos machen. Aber jede einzelne zeigt, wie sehr Schule zum Balanceakt geworden ist – zwischen Anspruch und Realität.



Wann beginnt die Schule?

Ich saß im Lehrerzimmer, die dampfende Tasse Kaffee angenehm wärmend in meinen Händen. Die erste Pause des Tages war für mich ein Moment des Durchatmens und des Herumblödelns mit den Kollegen. Alle bereits jetzt gebeutelten Lehrer tummelten sich zur gleichen Zeit an diesem wohlbehüteten und sagenumwobenen Ort: dem Lehrerzimmer. Die Schüler durften maximal an der Tür klopfen oder durch einen kleinen Spalt hineinspähen.

Um diesen wertvollen Raum und die entsprechende Zeit darin zu schützen, gab es ein ungeschriebenes Gesetz in der Schule: Die erste Pause war für die Lehrer und nicht für die Schüler. Die Tatsache, dass sich kaum ein Schüler daran hielt, brachte mich eines Tages dazu, an der Tür zum Lehrerzimmer ein sehr deutliches Schild anzubringen:

»1. Pause = Lehrer haben FREI = Nicht klopfen!«

Extra in leichter Sprache, extra kurz, extra unmissverständlich. Dachte ich zumindest. In der Praxis schienen die Schüler das Schild als eine freundliche Einladung zum Klopfen zu verstehen. Manchmal sanft und zaghaft, manchmal mit der Inbrunst eines Holzfällers, der versucht, die Tür mit bloßen Fäusten einzuschlagen. In solchen Momenten öffnete ich die Tür, zeigte, ohne ein Wort zu sagen, auf das Schild und ließ die Tür wieder zufallen. Da sich der ein oder andere Kollege nicht an

unseren eigenen Schutz hielt und regelmäßig in der ersten Pause öffnete, lernten es die Kinder natürlich nie.

So wurde auch das fröhliche Beisammensitzen im Lehrerzimmer am heutigen Morgen unterbrochen – jedoch nicht durch das Klopfen an der Tür, sondern durch ein lautstarkes Telefongespräch.

Am anderen Ende des Raumes stand Frau Huber, das Telefon fest ans Ohr gedrückt. Ihre Stirn war in konzentrierte Falten gelegt, während sie sich bemühte, ruhig zu sprechen.

»Frau Yilmaz, Ihre Tochter kommt jetzt seit fünf Wochen immer wieder zu spät zum Unterricht. Das geht so nicht weiter. Ich bitte Sie, mit Ihrer Tochter zu sprechen und selbst auch darauf zu achten.« Ihre Stimme blieb sachlich, doch ich hörte einen leichten Anflug von Frustration.

Ein kurzes Schweigen. Dann kam die Antwort der Mutter, dumpf und undeutlich durch den Hörer. Frau Hubers Gesichtsausdruck veränderte sich. Ihre Augen weiteten sich, ihre Lippen blieben für einen Moment leicht geöffnet, als könnte sie kaum glauben, was sie gerade gehört hatte.

»Entschuldigen Sie, Frau Yilmaz, aber ... Sie fragen gerade wirklich, wann der Unterricht beginnt?«

Frau Huber warf einen flüchtigen Blick zu uns in den Raum, als suchte sie eine Bestätigung, dass sie sich nicht verhört hatte.

»Jeden Tag um 8:00 Uhr, wie schon immer«, sagte sie, mit einem Ton, der zwischen Ungläubigkeit und Resignation schwankte.

Frau Huber verdiente mit ihrer Geduld Respekt, aber gleichzeitig empfand ich ein tiefes Unbehagen. Die Tochter war in der 9. Klasse der Realschule. In der 9. Klasse und die Mutter wusste nicht, wann die Schule losgeht! Wie sollen Kinder Verantwortung lernen, wenn ihre Eltern sie ihnen nicht vorleben?

Aber dafür liebe ich meinen Job: Er schreibt Geschichten, auf die kein normal denkender Mensch kommen würde. Ich nahm einen großen Schluck aus meiner mittlerweile lauwarmen Tasse Kaffee und musste mich beherrschen, nicht laut zu lachen.

Ich kann nur jedem, der sich nach einem actionreichen Beruf sehnt, raten, Lehrer zu werden – langweilig wird es hier sicher nicht. Diese kleine Szene spiegelt ein größeres Problem wider – eine Diskrepanz zwischen Elternhaus, Schule und Lebensrealität, die wir Lehrer immer häufiger erleben.

Merksatz:

Wenn Eltern Schulzeiten als >unverbindliche Empfehlungen< sehen, hilft nur noch eins: Humor.



Von Datenschutz bis Trainerwunsch

Ein paar Schüler aus meiner neuen Klasse wiederholten die siebte Jahrgangsstufe. Für sie war klar: Sollten sie erneut durchfallen, wäre es das Aus an der Realschule. Eine Jahrgangsstufe durfte nur zweimal gemacht werden.

Ali war einer von diesen Schülern. In meinen Augen ein pfiffiger Junge, der sich in den ersten Wochen des neuen Schuljahres mit guten Wortmeldungen im Unterricht hervortat. Während einige Kollegen ihn als ›schleimig‹ oder ›hinterhältig‹ beschrieben, sah ich in ihm Potenzial – und hatte das brennende Bedürfnis, ihm zu helfen.

Er machte es mir immer schwerer. Seine Noten wurden von Woche zu Woche schlechter, nicht nur in meinen Fächern, sondern überall. Trotz zahlloser Gespräche, Motivationsversuchen und ein paar pädagogischer Kunststücke änderte sich bei ihm nichts. Stattdessen zeigten sich zunehmend die Eigenschaften, die meine Kollegen so gern hervorgehoben hatten: Kleine Sticheleien speziell gegenüber Mitschülerinnen, immer dann, wenn Ali dachte, ich würde es nicht mitbekommen. Dennoch, ich hoffte auf Besserung.

Da fiel mir etwas aus meiner Zeit als Trainer im Nachwuchsleistungszentrum ein: keine guten Noten, kein Training. Es war die eiserne Regel, die wir im Verein damals hatten. Und sie funktionierte! Nichts diszipliniert Jugendliche so sehr wie die Aussicht, dass ihr geliebter Sport plötzlich tabu sein könnte. Und Ali? Basketball war seine große Leidenschaft. Vielleicht

konnte ich diesen Hebel nutzen, dachte ich mir. Aber dafür musste sein Trainer mitspielen. Ich hatte mehrfach mit Ali über seine Basketballspiele und seine Ziele im Basketball gesprochen. Zufällig war ich Ali vor Kurzem am Basketballplatz begegnet. So stellten der Trainer und ich amüsiert fest, dass wir ihn beide kannten.

Wenige Wochen später lief ich bei einem Spiel Alis Trainer erneut über den Weg. Ich suchte Ali vergeblich unter den Spielern. War er krank? In der Schule war er am Freitag gewesen. Ich ging auf den Trainer zu und wollte fragen, wo Ali war und ob ihm bei Ali etwas hinsichtlich schulischer Leistungen aufgefallen war. Möglicherweise hatte er Ideen oder konnte mal mit Ali reden.

Die Antwort des Trainers war ein Schuss ins Knie. »Ali? Den habe ich rausgeworfen. Er hat andere Kinder gemobbt und sich aufgeführt, als wäre er der König bei uns.«

Autsch. Das war nicht das Feedback, das ich mir erhofft hatte. Nicht nur, weil es mein Bild von Ali erschütterte, sondern weil mein schöner Plan damit platzte.

»Er spielt jetzt woanders«, fügte er hinzu, als wäre das ein Trostpflaster.

Während mir der Trainer das sagte, stellte ich mir vor, wie Ali in seinem Talahon-Style – Pufferjacke halb geöffnet, Sneaker makellos weiß – wild gestikulierend vor dem Trainer stand und sich über den Rauswurf aufregte. Dabei war er zu jeder Sekunde penibelst darauf bedacht, seinen rasierten Seitenscheitel mit blond gefärbtem Undercut nicht aus seiner Position zu bringen. Fehlte gerade noch, dass sich Ali in meinem Tagtraum wie ein Hahn aufplusterte und mit seiner Gang auf den Trainer losging.

Am nächsten Tag sprach ich Ali darauf an. Natürlich vorsichtig. Ich wollte ihn nicht bloßstellen, nur verstehen. »Du hast den Verein gewechselt? Was ist denn passiert?«

»Die anderen haben mich gemobbt«, sagte er knapp und wirkte plötzlich verschlossener als sonst. »Woher wissen Sie das überhaupt?« Seine Stimme klang leicht aggressiv.

Durch die ruckartige Bewegung rutschte seine wahrscheinlich gefälschte Designerbauchtasche ein wenig von ihrer perfekten Positionierung auf seiner Brust.

»Mich interessieren meine Schüler. Ich habe gestern deinen ehemaligen Trainer am Platz getroffen und war überrascht, dass du nicht mehr dort spielst. Zumal wir beide vor ein paar Wochen über deine Basketballpläne gesprochen hatten.«

Ali nickte. Ich ging davon aus, dass zwischen uns alles gut sei. Ich wollte ihm nichts Böses, sondern machte mir Gedanken, wie wir seine Notensituation verbessern konnten. Meine Naivität sollte sich zeitnah rächen.

Am gleichen Abend erhielt ich eine wütende Nachricht von Alis Mutter: Ich solle mich umgehend bei ihr melden. Neugierig – und mit einer leisen Vorahnung – rief ich am nächsten Tag zurück.

Es dauerte keine zwei Sekunden, bis sie lospolterte: »Was fällt Ihnen ein, sich in Alis Privatleben einzumischen? Haben Sie schon mal was von Datenschutz gehört?«

Ich erklärte ruhig meine Beweggründe. Dass ich Ali helfen wollte und den Trainer kannte. Und der Meinung war, mit Basketball einen Weg zu haben, ihn motivieren zu können. Doch Verständnis von ihr? Fehlanzeige.

»Der Trainer und die gesamte Mannschaft haben ihn gemobbt! Das hat Ali psychisch fertiggemacht, und jetzt sprechen Sie einfach mit diesem Menschen über Ali?« Ihre Empörung war so groß, dass ich mir fast vorkam, als hätte ich Ali vor der Klasse wochenlang vorgeführt.

Ich versicherte ihr, dass ich nicht mehr mit Trainern über Ali sprechen würde. Mir war nicht klar, ob sie meinen Beweggrund verstanden hatte. Das Thema war für mich mit dem Telefonat erledigt. Für Ali und seine Eltern ging es jetzt erst los.

Am nächsten Morgen meldete sich meine Schulleitung, Frau Rotstift, vor dem Unterrichtsstart mit einer Nachricht bei mir. Alis Eltern verlangten ein sofortiges Gespräch mit Frau Rotstift und mir. Großartig. Ein bisschen Drama vor dem Schulstart – was könnte es Besseres geben? Ich hatte mit den anderen Kindern ja nicht genug zu tun.

So suchte ich Frau Rotstift auf und zu meiner Erleichterung verstand die Schulleitung meine Sichtweise. »Ihre Absicht ist ehrenwert. Allerdings war die Herangehensweise leider etwas vorschnell.«

Wie recht sie hatte. Ich bekam es direkt zu spüren.

»Die meisten Eltern verstehen so etwas nicht. Aber ich hoffe, sie werden es in dem Gespräch verstehen. Ich würde vorschlagen, dass die Eltern bei dem Treffen erstmal ihre Sicht schildern und Sie dann im Anschluss Ihre darlegen. Dann sehen wir weiter.«

Ich stimmte ihr zu. Klang recht logisch.

Der nächste Tag begann mit einem Showdown im Schulleitungszimmer. Mutter, Vater, Frau Rotstift und ich. Alis Vater eröffnete das Gespräch direkt mit dem inzwischen wohl einstudierten Vorwurf: »Was fällt Ihnen ein, Herr Schreiber? Sich in Alis Privatleben einzumischen! Wissen Sie eigentlich, was Sie da angerichtet haben? Er ist psychisch total am Ende. Haben Sie noch nie von Datenschutz gehört?«

Ich antwortete so ruhig wie möglich: »Ich verstehe Ihre Sorge. Aber mein Ziel war, Ali zu unterstützen, weil ich an ihn glaube. Ich sehe Potenzial in ihm.«

Kaum hatte ich den Satz beendet, schoss die Mutter dazwischen: »Unterstützen? Indem Sie mit einem Trainer sprechen, der meinen Sohn gemobbt hat? Sie haben keine Ahnung, was das mit ihm gemacht hat! Wie er sich dabei fühlt!«

Was folgte, war eine Tirade aus Vorwürfen und Beschimpfungen. Ich hörte geduldig zu und erklärte erneut meine Sicht.

Es brachte nichts, sodass sich Frau Rotstift zu Wort meldete. Ihre Worte verhallten, als würden wir beide versuchen, ein Gespräch mit einer Wand zu führen. Eine Wand, die sehr laut zurückschrie.

Nachdem wir uns eine halbe Stunde mit denselben Vorwürfen und Reaktionen im Kreis gedreht hatten, brachte der Vater plötzlich ein neues Thema ins Spiel: Alis Unpünktlichkeit.
»Warum bestrafen Sie Ali dafür, wenn er mal eine Minute zu spät kommt? Was soll das?«

Ich erklärte ruhig: »Pünktlichkeit ist nicht nur eine Regel bei mir, sondern auch eine Haltung, die Ali später im Leben helfen wird. Und ja, auch eine Minute zu spät ist zu spät.«

Wie sollte es anders sein, die Mutter hatte eine Erklärung für ihren Sohn: »Der Bus ist immer so voll! Was soll Ali denn machen?«

Zu dumm nur, dass ich eben jenen Bus immer mal wieder nahm. Natürlich war der Bus voll. So war es nun mal, wenn Hunderte Schüler zur Schule und gleichzeitig Arbeitnehmer zur Arbeit wollten. Genau aus diesem Grund hatte ich die fantastische Lösung, einen Bus früher zu nehmen. Das war sicherlich ein Geheimnis und bei Ali noch nicht bekannt. Aber das sollte kein Problem sein, ich konnte schließlich das Geheimnis seinen Eltern mitgeben.

So atmete ich tief durch und antwortete diplomatisch: »Er könnte einfach ein paar Minuten eher aufstehen und einen Bus früher nehmen.«

Sofort hatten die Eltern eine Entschuldigung parat: »Früher aufstehen ist nichts für Ali.«

Wieso auch? Dumm von mir. Hätte ich wissen müssen. Früher zu kommen, um seinen Pflichten nachzugehen? Das war natürlich nichts, was Ali in Betracht zog. Ich wusste, dass er nur acht Minuten mit dem Rad von der Schule entfernt wohnte. Seine Wohnung lag auf meiner Strecke.

Also schlug ich eine weitere Lösung vor: »Warum kommt er nicht einfach mit dem Fahrrad?«

Die Antwort kam ziemlich prompt: »Radfahren ist ihm zu anstrengend.«

Okay, alles klar. Es sollte nicht sein. Die beiden Eltern hatten recht, für Ali gab es keine Alternative zum Zuspätkommen.

Ali wollte zwar unbedingt in ein Nachwuchsleistungszentrum wechseln und Basketballprofi werden, gleichzeitig strengte er sich genau in einer Sache an: immer den einfachsten Weg zu finden. Wie sollte er im großen Haifischbecken der Basketballprofis mit dieser Einstellung überleben können? Eine gewisse Zeit leiden und sich anzustrengen, waren Eigenschaften, auf die ich in meiner Zeit als Trainer im Nachwuchsleistungszentrum bei Probespielern immer geschaut hatte: Wie weit war der Spieler bereit, an seine Grenzen zu gehen? Bei Ali lag die Grenze bei acht Minuten Radeln und einem vollen Bus.

Am Ende kehrten wir zur Ausgangsthematik zurück: meinem Kontakt mit dem Trainer. Die Eltern beharrten überdeutlich darauf, dass ich mich aus Alis Privatleben heraushalten solle. Für mich zwar schade, allerdings kein Problem. So musste ich mir weniger Gedanken über einen Schüler machen.

Damit wir das Thema abschließen konnten, stellte ich meine letzte Frage: »Also soll ich mich nur um seinen schulischen Erfolg kümmern?«

Dadurch sollte diese Aussage allen Beteiligten ganz klar im Gedächtnis bleiben.

»Ja, genau!«, antwortete die Mutter.

Ich hatte die Aufforderung verstanden und würde ab sofort bei Ali Dienst nach Vorschrift machen und keinen Zentimeter mehr.

Gerade als ich dachte, das Gespräch sei beendet, kam der Vater mit einer letzten überraschenden Wendung: »Ich habe gehört, Sie waren Trainer im Nachwuchsleistungszentrum. Könnten Sie Ali dort ein Probetraining organisieren?«

Für einen Moment war ich sprachlos. Der Moment war eher lang. Dieselben Eltern, die mich gerade noch leidenschaftlich dafür kritisiert hatten, mich in Alis Privatleben einzumischen, baten mich jetzt unverblümt um so einen Gefallen. Hatten sie mir nicht vor zehn Sekunden gesagt, dass ich definitiv nichts in Alis Privatleben zu suchen hatte? Es fühlte sich an wie der Höhepunkt eines absurden Theaterstücks.

Ich lehnte mich zurück, sah dem Vater direkt in die Augen und genoss einen Augenblick die Spannung. Die Erwartung meiner Antwort war ihm förmlich ins Gesicht geschrieben.

Dann sagte ich mit ruhiger, klarer Stimme ein einziges Wort: »Nein.«

Das Echo dieses einen Wortes hing für einen Moment in der Luft. Dann stand ich auf, verabschiedete mich höflich und verließ den Raum.

Eines möchte ich an dieser Stelle festhalten: Jedem Schüler, der neu in meine Klasse kommt, begegne ich unvoreingenommen – egal, was ich zuvor gehört habe. Genau so wurde auch Ali behandelt. Was mich am Ende stoppte, waren nicht Vorurteile, sondern sein eigenes Verhalten – und das seiner Eltern. Eine Chance bekommt jeder. Aber sie ist eine Chance, kein Freifahrtschein.

Zwei Jahre später – Ali stand kurz vor seinem Abschluss – erhielt ich eine Nachricht von einem Elternteil aus Alis Klasse. Es gab wegen einer anderen Thematik in dem Klassenchat Ärger und der Chatverlauf wurde mir von der Klassenelternsprecherin zugeschickt.

»Für Sie zur Info!«

Dazu war ein Screenshot aus der klasseninternen Eltern-WhatsApp-Gruppe beigelegt. Es schien eine Diskussion über Lehrer und damit auch mich in diesem Chat zu geben. »Wir hatten auch schon großen Ärger mit Herrn Schreiber …«, schrieb die Mutter von Ali in einem langen Text.

Ich überflog die Nachricht. Las sie noch einmal. Und noch einmal. Und dann musste ich tatsächlich lachen.

Die Mutter hatte die Geschichte von vor zwei Jahren völlig umgeschrieben. In ihrer Version war ich der skrupellose Lehrer, der ohne Erlaubnis private Informationen bei Alis Trainer ausspähte, ihn mit diesen Informationen vor der ganzen Klasse bloßstellte und – der beste Teil – wegen meines Gesprächs mit dem Trainer sogar dafür sorgte, dass Alis Trainer aus dem Verein flog. Um es genau zu sagen: Für den Rauswurf hatte sie als Mutter persönlich wegen »Datenschutz und so« gesorgt.

Das war interessant. Denn nur eine Woche zuvor hatte ich eben diesen Trainer zufällig am Basketballplatz getroffen. Und, oh Wunder, er war immer noch in demselben Verein. Aber warum sich mit Fakten aufhalten, wenn die dramatische Erzählung so viel spannender klang? Einfach mal in der Elterngruppe Unwahrheiten verbreiten, war viel schöner.

Ich überlegte kurz, ob ich die Geschichte richtigstellen sollte. Aber wozu? Ich würde Ali noch genau vier Monate in meinem Unterricht haben und danach nie wieder sehen.

Wenn die Realität nicht ins Weltbild passte, dann wurde sie eben von Mama und Papa für das arme Kind passend gemacht.

Merksatz:
Erst heißt es: »Halten Sie sich raus!« – und ein paar Minuten später soll man sich doch wieder einmischen.
Mein Learning: Trotzdem weiter hinschauen – irgendwann lohnt es sich.

Die Kunst zwei Busse zu verpassen und was das über mich aussagt

Die Kunst zwei Busse zu verpassen ist gar nicht so schwer. Man muss nur zu spät aus dem Haus gehen und schon hat man den ersten verpasst.

Den zweiten Bus verpasst man, indem man versucht mit einem anderen öffentlichen Verkehrsmittel wie zum Beispiel der Tram, die an der selben Station vorbeifährt wie der Bus, ihn einzuholen und zu erwischen.

Da ich dies nicht geschafft habe, bin ich wieder zurück gefahren und habe somit auch den zweiten verpasst.
Es sagt über mich aus, dass ich in dem Moment unklug gehandelt habe, da ich in Panik geraten bin, weil ich eben nicht zu spät kommen wollte.
Nächstes mal muss ich einfach ruhig bleiben.

Das passiert mir nicht nochmal. Tut mir leid.

Bonusaufgabe einer 9.Klässlerin